

Kleinere Beiträge = Mélanges

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse**

Band (Jahr): **28 (1934)**

PDF erstellt am: **19.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KLEINERE BEITRÄGE. — MÉLANGES.

Zur Geschichte der Religionspolitik im 19. Jahrhundert.

In der Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde Bd. 31 (1932) hatte E. His, Professor der Universität Basel, den Briefwechsel zwischen Andreas Heusler und Philipp Ant. v. Segesser veröffentlicht. Nun folgt die Korrespondenz zwischen A. Heusler und Georg v. Wyß, dem einstigen, bei ältern Forschern heute noch unvergessenen Präsidenten der schweiz. Geschichtsforschenden Gesellschaft.¹ Diese Briefe werden fortan unbestreitbar zu den wichtigen Quellen der Geschichte der schweizerischen Parteien und ihrer Religionspolitik gehören. Die Briefe Segessers sind ausgezeichnet durch eine eingehende Schilderung luzerner Verhältnisse vor und nach dem Sonderbundkrieg. Zu einer vertieften Aussprache zwischen Heusler und Segesser fehlte indessen diesen Männern trotz aller gegenseitigen Hochachtung das sich Näherkommen, wie es einer intimeren Freundschaft eigen sein muß. In erster Linie war wohl das unter der Ungunst äußerer Verhältnisse zuweilen heftig hervorbrechende Temperament Segessers daran schuld wie auch seine schärfere föderalistische Einstellung. Die Korrespondenz Heuslers mit v. Wyß zeigt menschlich gesehen eine andere Prägung. Vor uns erhebt hier das Bild einer ungetrübten, ungewöhnlich reinen Freundschaft zweier Männer, deren Briefe auch sonst verborgene Regungen offenbaren. Dieses enge Verbundensein ermöglicht eine viel offenere Aussprache nicht nur über führende Persönlichkeiten und ihr politisches Verhalten, sondern, was uns wesentlicher scheint, ein freieres und von letzten eigenen Grundsätzen getragenes Urteilen. Es ist zwischen Heusler und von Wyß mehr Einheit und Geschlossenheit.

Heusler wie v. Wyß verfügen über ein Urteil, das durch die historische Forschung an Milde wie an Einsicht ungemein gewann (vgl. p. 175). Durch ein tiefes Verantwortungsgefühl in der Gemeinschaft eng verwachsen sahen sie die Zeitereignisse von hoher Warte aus. Beide verbanden mit starken Verstandeskräften einen unbeirrbaren Glauben an die Kraft der christlichen Religion (s. die ergreifenden Äußerungen v. Wyß' aus Anlaß des Todes seiner Schwägerin und von Heuslers Sohn p. 197, ferner p. 70, 202, für Heusler 198, 213). Ihre Haltung ist denn auch eindeutig. Sie konnten sich innerlich mit der Politik der Radikalen nicht abfinden, nicht etwa weil sie der konservativen Partei angehörten, sondern weil sie, zum mindesten im extremen Radikalismus, den Geist der Entchristlichung und, man darf das ruhig so ausdrücken, den Drang zum totalen Staat scharf

¹ Briefwechsel zwischen Georg v. Wyß und Andreas Heusler-Ryhiner 1843 bis 1867. Hrg. von Ed. His, in Basler Zeitschr. f. Geschichte und Altertumskunde Bd. 32, 1933.

herausspürten. Wir können es uns nicht versagen, die träge, heute wie eine Ironie wirkende Charakteristik der Zürcher Legalen aus der Feder des Zürcher Korrespondenten wiederzugeben. G. v. Wyß schreibt: « Drei Motive (abgesehen von persönlichem Interesse) sind es, von welchen dieselben bewegt werden. Einmal der Haß gegen alles, was mit dem Jahr 1839 irgend einen sächlichen oder persönlichen Zusammenhang hat, wenn auch nur von ferne; ein Haß, der bei einigen in erfahrener Unbill, bei andern im Aberglauben vor dem Gespenst einer städtischen oder aristokratisch-pfäffischen « Reaktion », bei allen in gänzlichem Mißverständnis des Wesens jener Bewegung (entsprungen teils aus positiver Abneigung gegen alles Religiöse, teils aus der modernen Aufklärungs- und Naturreligion) seinen Grund hat. Zweitens der unerschütterliche Glaube an das Alleinseligmachen der konstitutionellen Theorien, auf denen die Baumeister von 1830 ihr Gebäude aufgeführt haben, und der Wahn, ausschließlich zu Hütern dieses Heiligtums geweiht zu sein, mit dessen Türen sie gerne auch den Tempel der Geschichte zuschließen und dem lieben Gott das Recht entziehen möchten, die Welt weiter zu führen; so wie sie denn selbst ihr Forschen bei diesem Ziele aufhören lassen. Endlich das Bestreben (aller Beschränkten und Fanatiker), diese alleinseligmachende Lehre auch allein anerkannt, namentlich aber auf die Schweiz als Ganzes angewandt und mit Liebe oder Gewalt durchgeführt zu sehen, und die dummen Bergvölker, die nach eigenen Begriffen glücklich zu sein wünschen, von ihrem Aberglauben an den alten Gott und die alte Freiheit zu befreien und nach der neuen Weise glücklich zu machen » (s. p. 90). Die antireligiöse und antiföderalistische Innenwelt des Radikalismus war die unübersteigbare Wand für die beiden traditionsstarken und historische Rechte hochschätzenden Männer (vgl. p. 152). So kräftig nun diese Einstellung bei beiden Persönlichkeiten durchbricht, so hat es doch weder Heusler, dem politischen Publizisten, noch v. Wyß an sachlichem Geist gefehlt, um auch dem Gegner dem Verdienst gemäß gerecht zu werden und in den eigenen Reihen die Fehler nicht zu übersehen. Heusler kann z. B. die überheblich-schwärmerische Art Bluntschlis nicht ertragen und Wyß ist aufrichtig genug, auch als Zürcher, um der Kritik seines Freundes an den zürcherischen Verhältnissen und Personen seine Zustimmung nicht zu versagen (s. dazu die Urteile über Bluntschli, p. 85, 87 ff., den Austausch der Meinungen über das konservative Zürcher Blatt « Die eidgen. Zeitung », p. 30 f., 37, 84, 96, über Alfr. Escher, p. 103 ff., 108 ff., 144 ff.). G. v. Wyß kennzeichnete sich selbst ungewollt am besten, als er sich über ihm widerfahrene Ungerechtigkeiten äußerte. Er war, mehr als einmal, das Opfer übler Parteipolitik, nicht etwa persönlicher Unzulänglichkeit geworden. Umso reiner zeigte sich der Charakter des Zürcher Gelehrten, dessen Geist groß und frei genug war, ob dieser schmerzlichen Unbill den seelischen Gleichmut nicht zu verlieren. Er sah in ihr eine Fügung der Vorsehung und entzog gerade deswegen der Gemeinschaft seine Dienste in keiner Weise. Mit Recht darf der Herausgeber von selbstlosem Heroismus sprechen (12, vgl. die Briefstellen, p. 70, 184).

Größe des Charakters wie Tiefe der Einsicht erhöhen auch den Wert

des Gedachten. Da stehen die Urteile über den Sonderbund voran, zumal sie wirklich gegenwartsnah sind. Heusler sieht schon im Dezember 1844 den Krieg kommen. Er ist kein sonderlicher Freund des « Jesuitismus », aber ein Sieg der Radikalen ist ihm « das Signal zum gräßlichsten Geistesdrucke, zur schmähhlichsten Verdächtigung aller Andersdenkenden, zum moralischen Totschlage jedes unabhängigen Mannes, der sein Haupt oder Knie nicht beugen würde vor dem rohen Geschrei der Menge ». Und in geradezu prophetischer Weise spricht er weiter : « Denn das scheint mir doch unvermeidlich, die heute ausgetriebenen Jesuiten kommen morgen wieder als Kryptojesuiten, in jeder Form und Gestalt, und die einmal mit der Angst vor der Jesuitenpest behafteten Massen werden fortwährend damit in Bewegung zu erhalten gesucht werden. Das wird das Grab aller und jeder geistigen Freiheit sein » (p. 21). Dazu stimmt, was das Gebahren der Radikalen betrifft, die andere Äußerung : « Sehen wir nicht, daß die Radikalen aus jedem Schreier, der zu ihnen steht, einen Helden machen, und bei nur etwelcher Tüchtigkeit oder vielmehr Brauchbarkeit für Parteizwecke einen weisen, edeln und edelsten Eidgenossen gefunden zu haben glauben » (p. 33). Der Sonderbundskrieg war nach Ansicht beider Korrespondenten eigentlich durch die Radikalen provoziert ; denn diese ließen den innern Kantonen keine andere Wahl « als mit den Waffen ihre Sache zu verteidigen » (Wyß, p. 69). Noch schärfer drückt Heusler diesen Gedanken aus, wenn er im Juni 1847 schreibt : « Allerdings halte ich dafür, daß den katholischen Kantonen keine andere Wahl bleibt, als die zwischen Ehre und Schande » (p. 66). Die Urteile über die Radikalen lassen in dieser Zeit der Erregung und wichtigster Entscheidungen an Schärfe nicht nach. Sie sind indessen nicht bloß aus der Beobachtung der eidgenössischen Politik entstanden, sondern gereift im scharfen Sehen der kantonalen Politik der Mehrheitspartei. Zuallerletzt darf dabei an ein unwürdiges Gefühl der Vergeltungssucht gedacht werden. Wenn Wyß meint : « Es ist ja satksam bekannt, wie schnell der Radikalismus zu jeder Verleugnung seiner Grundsätze bereit ist, wo es seine Herrschaft gilt » (p. 43), so darf Heusler zutreffend von Brutalradikalen sprechen (59). Keinen seiner Grundsätze hat der Radikalismus schmähhlicher verleugnet, als den von ihm vielgepriesenen Grundsatz der Freiheit. Unbestreitbar ist seine Schuld an der zerfahrenen innenpolitischen Lage. In einem Brief vom 6. September 1847 meint Heusler : « Die Radikalen und Legalen werden mir immer verächtlicher. Sie stehen an der Wand und haben weder den militärischen Mut, diese Wand einzuschlagen, noch den moralischen, einzugestehen, daß sie so weit gegangen sind und sich in wesentlichen Voraussetzungen geirrt haben » (82). Die Taktik der radikalen Sonderbundspolitik deckt Wyß besonders gut auf : « Dieser Glaube, dieses feste Zählen auf die Furcht der katholischen Kantone vor der großen quasi legitimen eidgenössischen Armee ist der Kern und Angelpunkt der Politik unserer Legalen und aus ihm allein kann ihr Benehmen erklärt werden. Haben sie sich in diesem Punkte getäuscht, so ist ihre ganze Rechnung falsch ; denn einen Krieg im eigentlichen Sinn wollen sie auch nicht » (92, man vgl. übrigens auch 99 f. die Charakteristik der Haltung Zürichs, ferner 82 ff., 94, 96 f., 98 ff.).

Man würde nun durchaus irren, wenn man aus dieser negativen Kritik der führenden und mit allen Mitteln regierenden Partei der Schweiz auf eine negative Einstellung der beiden Männer dem Staate gegenüber schließen würde. Heusler wie v. Wyß sind von einem tiefen Glauben an die Demokratie beseelt. Es ist wohl ein wesentlicher Zug der Demokratie, daß ihr Volk besser ist als ihre Führer. Das ist die Auffassung Heuslers (p. 53). Noch deutlicher offenbart Wyß seine Einstellung: «Das ist auch meine Hoffnung für die Zukunft: unser Volk in seiner großen Mehrzahl ist besser als diejenigen, die äußerlich an seiner Spitze stehen. Es schenkt sein Vertrauen mehr als einem Unwürdigen; es überläßt die Gewalt solchen, die daraus ein Ziel ihres Eigennutzes, ihrer Ehrsucht und ihres Hasses machen, aber es ist uneigennütziger, bescheidener, friedlicher als dieselben.» Und v. Wyß ruft sogar aus: «Wo ist aber der Staat, dessen Spitzen nicht schlimmer wären als die Nation, die ihm angehört!» (p. 189).

Ihre innere Liebe zum Volke, ihren Sinn für Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit beweisen Heusler und v. Wyß in ihrem Denken über die wachsende soziale Frage. Wir sind überrascht über die Weitsicht und die Gerechtigkeit des Urteils der beiden Männer, die doch aus jenen Schichten hervorgingen, bei denen an sich das Verständnis für die soziale Not zuletzt vorausgesetzt werden dürfte. «Wir können es immer weniger erkennen, daß der Grund der Krankheit nicht in Herrn Weitling oder Treichler [den beiden Führern der Zürcher Sozialisten], sondern in der Gesellschaft liegt; aber wer wird das rechte Heilmittel finden, wer wird es zur rechten Zeit vorschlagen?» schreibt Heusler im Januar 1846 (p. 39). Der Basler Rats Herr ist das ganze Jahr innerlich durch das soziale Problem bewegt. Im Oktober 1846 formt er den Schluß aus seinen Überlegungen in den Worten: «Im übrigen bin ich mehr als je überzeugt, daß wir mit größtem Ernste daran denken müssen, auf welche Weise einem Krieg um sozialistische Fragen zuvorzukommen sei» (p. 59). Es ist eine ergreifende innere Stimmung, die er in diesem Briefe seinem Freunde offenbart: «Ich fragte mich sodann, immer unter der Voraussetzung, daß ein Umsturz erfolgen werde, was dann zu späterer Herstellung eines bessern Zustandes geschehen müßte, und ich sagte mir, man müsse die uns fremd gewordenen arbeitenden Massen wieder gewinnen, teils durch Einräumung einer bessern bürgerlichen Stellung, teils durch Sorge für ihre materiellen Bedürfnisse, teils durch persönliche und gemütliche Annäherung an dieselben. Wenn andere hingehen zu ihnen und ihren Neid aufregen und ihren Haß, so wollen wir zu ihnen gehen, um ihr Herz zu gewinnen; wir wollen ihnen zeigen, daß wir sie lieben» (p. 56). Wyß stand nicht weit ab von dieser Haltung seines Freundes. In einfacher und klarer Weise äußert er sich: «Was aber die zukünftige Lösung der sozialen Frage anbetrifft, so habe ich darüber nur die Überzeugung, daß sie auf keinem andern Prinzip als auf dem unseres christlichen Glaubens beruhen und in keinem andern gefunden werden kann» (Br. v. 1. November 1846, p. 62). Es mag nachdenklich stimmen, sehen zu müssen, daß es nahezu eines Jahrhunderts bedurfte, bis diese Erkenntnis sich wieder in weiten Kreisen durchzusetzen vermochte. Wyß sah richtig voraus, daß erst nach einer politischen Umgestaltung die sozialen

Veränderungen folgen würden, aber er konnte nicht ahnen, daß noch ein Jahrhundert später dasselbe Problem die Welt noch unerbittlicher beherrschen würde. In politischer Hinsicht erkannte er durch die Beobachtung der zürcherischen Verhältnisse sehr wohl den künftigen Verlauf der Dinge. Zuerst von den Radikalen als Sturmbock gegen die Konservativen gebraucht, ist die kommunistische bzw. spätere sozialistische Partei ihren Beschützern selbst tatsächlich zum schweren Verhängnis geworden (vgl. 40 ff., 138 ff., 159 ff.).

Schließlich soll v. Wyß noch einmal als Zeuge angerufen werden für eine Wahrheit, die heute in weiten Kreisen nicht mehr anerkannt sein will. Es war nicht so, als ob 1848 die Revision der Bundesverfassung wie ein Columbasei entdeckt worden wäre. Wenn auch die Revision der Verfassung nicht eben so pessimistisch beurteilt werden muß, wie v. Wyß und Heusler es anfangs tun zu müssen glaubten, so bleibt doch der Eindruck des planlosen und qualvollen Suchens nach neuen Formen auch bei der Erneuerungsbewegung von 1830-1848 bestehen. Noch am 3. Februar 1848 schreibt v. Wyß an seinen Freund in Basel: « Das Alte ist zertrümmert, das Neue will oder kann niemand bauen. Davon aber haben unsere Führer keine Ahnung gehabt; über nichts mit sich im reinen, über nichts vorbereitet, haben sie blind sich auch mit an den Sturmbock gehängt und sehen sich nun in der Unmöglichkeit, diese gewaltige Aufgabe zu lösen, die mit dem Ruin des alten Bundes eintreten mußte » (p. 105, man vgl. ebda. die folgenden Äußerungen). Bei derselben Gelegenheit meinte er überdies: « Ich weiß nicht, wie ich mich schämen müßte, wenn ich zu den sogenannten Liberalen gehörte! Seit 17 Jahren tragen sie sich mit diesem Stichwort [nämlich der Bundesrevision], schreien es auf allen Straßen aus, haben im Jahr 1833 die größten Anstrengungen, seither Revolutionen links und rechts dafür gemacht und nun, da es zur Tat kommen sollte, da im günstigsten Momente ein zum voraus mit Bedacht entworfenes Werk ohne ernstlichen Widerstand hätte durchgesetzt werden können — nun versäumen sie diesen einzigen Augenblick und zählen statt dessen Geld! — » (p. 106). So haben sich die Zeiten geändert, und doch sind sie sich gleich geblieben.

Das ist nur ein schmaler Blick auf den Reichtum der Gedanken und Urteile, die diese Briefe enthalten. Sie rufen nicht bloß einer innern Auseinandersetzung, sie fordern geradezu in vielem eine Wandlung der Auffassung von der Geschichte der wichtigsten Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Mit Freude betrachten wir das Bild dieser beiden sittlich hochstehenden Persönlichkeiten und mit Wehmut werden wir uns bald bewußt, daß unsere Zeit auch an diesem tief christlichen protestantischen Geist sehr viel ärmer geworden ist. Dem Herausgeber aber gebührt unser Dank dafür, daß er auch diese Briefsammlung einer weitem Forschung und Betrachtung zugänglich gemacht hat.

O. Vasella.

Quelques notes sur la chartreuse du Val de la Paix et sur son fondateur.

Au cours de recherches faites dans les archives des chartreux à Pignerol, province de Turin, S. Exc. Mgr Besson avait découvert, en 1907, l'existence et l'histoire d'une chartreuse fribourgeoise — jusqu'alors inconnue — celle du Val de la Paix, qui était située sur le territoire de la commune de Chandossel. Fondée, avant 1328, par le chevalier Hermann de Cressier, cette maison de saint Bruno paraît avoir eu trop peu de ressources pour subsister. Les prieurs d'Oujon et de La Lance avaient été chargés, en 1332, « de faire des démarches auprès de l'Evêque de Lausanne et du fondateur pour améliorer l'état des choses ; mais en vain. Dès 1333, les chartreux avaient abandonné le Val de la Paix ¹ ».

La mention la plus ancienne de cette chartreuse qu'ait découverte S. Exc. Mgr Besson est la note suivante du manuscrit de dom Lecoulteux, relatant la mort de l'épouse du fondateur : « *In charta anni 1328 ponitur obitus dominae Alisiae, uxoris domini Ermandi, fundatoris domus Vallis Pacis, quae habet tricenarium per totum ordinem.* » De cette phrase, il résultait que la chartreuse du Val de la Paix avait existé avant 1328. Deux documents inédits, qui se trouvent dans les archives de l'Hôpital de Fribourg, permettent de reculer ce terme d'une année. C'est peu de chose, sans doute ; mais la création du chevalier de Cressier a été si éphémère et les mentions qui la concernent sont si rares, qu'il ne paraîtra pas inutile de citer ces textes.

L'un est le testament de *Perreta dicta Germana, uxor Parisii Tabernarii, burgensis de Friburgo*, daté du 15 mai 1327, dans lequel se trouvent les legs suivants : « *Item Carthusiensibus prope Muretum, quinque solidos lausannensium et Carthusiensibus de Charmeis et de Grueria cuilibet duos solidos do et lego* ² ». La première chartreuse désignée par Perreta Germana est, sans contredit, celle du Val de la Paix, à quelques kilomètres de Morat ; les deux autres sont celles de La Valsainte et de La Part-Dieu. Ces trois maisons étaient les seules de l'Ordre de saint Bruno, dans le territoire actuel du canton de Fribourg. Toutes trois sont nommées dans un second testament du mois de mai 1327, celui de « *Rodolphus dictus de Leschieles, burgensis de Friburgo* » qui légua « *tribus domibus Cartusiensibus circa Friburgum, utriusque domui quinque solidos de elemosina* » ³.

On trouve une troisième mention du Val de la Paix dans un testament fribourgeois, mais celui-ci n'est connu que par un extrait fait par le savant abbé Gremaud. Le 14 août 1330, Conon, coseigneur d'Estavayer, léguait aux chartreuses « de La Part-Dieu, de La Valsainte et à celle fondée par

¹ MARIUS BESSON, *La chartreuse du Val de la Paix*, dans Archives de la Société d'histoire du canton de Fribourg VIII, p. 375-380, Fribourg, 1907.

² AEF. (= Archives de l'Etat de Fribourg), *Hôpital*, II 22. Cet acte a été cité par D. A. Courtray, *Histoire de la Valsainte*, Fribourg, 1914, p. 43 : le nom de la testatrice, le montant des legs aux chartreux et la date du testament y sont indiqués d'une façon erronée.

³ AEF. *Hôpital* II 20.

Germanus de Crissie, chevalier, à chacune 20 sols *semel*¹ ». Ce dernier texte n'apporte rien de nouveau sur la date de la fondation, mais il confirme que la chartreuse devait son existence au chevalier de Cressier.

La générosité de Hermann de Cressier envers les chartreux semble avoir été de courte durée, puisque les moines durent abandonner leur couvent, faute de ressources, alors que leur fondateur était en vie et en mesure de les secourir. La biographie de Hermann de Cressier est encore mal connue ; son second mariage expliquerait peut-être le revirement de son attitude à l'égard du Val de la Paix.

Hermann de Cressier a dû naître avant 1280, puisqu'on le trouve, en 1297 déjà, parmi les nobles qui aidèrent l'évêque de Lausanne, Guillaume de Champvent, dans la lutte qu'il soutint contre Louis de Savoie, baron de Vaud². Il était l'unique fils du donzel Ulric de Cressier et de sa femme Perreta ; de ce mariage étaient nées encore deux filles, Marguerite et Gillieta³. Le jeune héritier de Cressier épousa, avant 1303, Alexia, la fille de Jacques et d'Isabelle d'Estavayer⁴. Les deux époux n'eurent pas de postérité. Après plus de vingt ans d'une union stérile, Hermann de Cressier songea probablement à consacrer une partie de sa fortune à la gloire de Dieu et il fonda la chartreuse du Val de la Paix.

En 1328, Alexia de Cressier, née d'Estavayer, mourut. Hermann, qui était alors âgé d'une cinquantaine d'années, tenta de s'assurer une descendance en épousant la fille d'un de ses voisins, Isabelle d'Aarberg-Valangin. Ce second mariage, dont nous ne connaissons pas la date, mais qui doit se placer vers 1330, refroidit, sans doute, la générosité du fondateur du Val de la Paix envers les chartreux. Au lieu d'aider le monastère qui lui devait l'existence, Hermann de Cressier songeait à réserver un patrimoine intact aux enfants possibles de son second mariage. Ces calculs trop prudents furent déjoués par la Providence. La seconde union de Hermann de Cressier fut stérile comme la première et la seigneurie de Cressier passa, dans la suite, en mains étrangères⁵.

Les biens du fondateur du Val de la Paix semblent avoir été considérables. Outre le village de Cressier-sur-Morat, Hermann de Cressier possédait une partie de Chandossel⁶, des moulins à Greng⁷, des cens à Bœsingen et à Gümmenen⁸, une maison à Morat, *in magno vico posteriori*⁹.

¹ AEF. *Collection Gremaud*, vol. LVII, p. 71. L'original, d'après les indications de Gremaud, se trouvait dans les archives de Mollondin, à Soleure. Dom Jacques Philippe Grangier (*Annales d'Estavayer*, Estavayer, 1905, p. 54) parle de ce testament, sans énumérer les légataires.

² *Fontes Rerum Bernensium* III, Bern, 1880, p. 676.

³ AEF. *Nobiliaire de Hauterive* II, p. 10. — JUSTIN GUMV, *Regeste de Hauterive*, Fribourg, 1923, n° 904.

⁴ Grangier, *Annales*, p. 22.

⁵ AEF. *Registre notarial*, n° 20, f. 33.

⁶ AEF. *Registre notarial*, n° 32, f. 1^v-7.

⁷ MDR, VII 145.

⁸ AEF. *Collection Gremaud*, n° 25, f. 137. — A. DELLION, *Dictionnaire hist. et statist. des paroisses catholiques du canton de Fribourg*, IV 406, Fribourg, 1885.

⁹ AEF. *Registre notarial*, n° 3432, f. 266^v.

Il habitait souvent Morat, ville dont il fut, en 1335, l'avoyer¹. Dès 1312, Hermann de Cressier apparaît, dans l'histoire, avec le titre de chevalier², alors que son père Ulric n'avait jamais été que donzel; j'ignore à quelle occasion il fut reçu dans la chevalerie.

La date de la mort de Hermann de Cressier est inconnue. On sait que le chevalier vivait encore au moment de la guerre de Laupen, mais qu'il gisait alors, souffrant, à Morat. La visite que lui firent, durant sa maladie, les parents de son épouse, Isabelle d'Aarberg, donna lieu à un petit incident qui fut, dans la suite, l'objet d'une plainte de Fribourg contre les Moratois. Les d'Aarberg étaient du parti de la noblesse, contre Berne; quand ils demandèrent à entrer dans la ville pour aller voir leur parent malade, on ne les y autorisa qu'après avoir fait disparaître des rues de Morat tous les Bernois et les soldats de Laupen qu'on hébergeait, à l'encontre de la neutralité promise³. Hermann de Cressier vivait donc encore en 1339; mais il était mort, comme l'a fait remarquer S. Exc. Mgr Besson, avant 1350⁴. Au début de l'année 1351, sa veuve, Isabelle d'Aarberg, était déjà l'épouse de Jean de Gruyère, sire de Montsalvens⁵.

Jeanne Niquille.

¹ *Fontes Rerum Bernensium*, VI 84, Bern, 1891. — Son père, Ulric de Cressier, avait été, lui aussi, avoyer de Morat, en 1294.

² CHANOINE PHILIPONA, *Histoire de la seigneurie et du bailliage de Châtel-St-Denis*, Châtel-St-Denis, 1921, p. 225.

³ *Fontes Rerum Bernensium* VI 521. — *Recueil diplomatique du canton de Fribourg*, III, 33, Fribourg, 1841.

⁴ *Op. cit.*, p. 380.

⁵ J. J. HISELY, *Histoire du comté de Gruyère*, dans *MDR X*, p. 267, Lausanne, 1855. — *Recueil diplomatique du canton de Fribourg*, III 101.

Eine ausgesprochene Barockprozession im alten Schwyz.

Der bekannte Historiker *Joseph Thomas Fassbind*, 1783-1794 Kaplan und 1803-1806 Beichtiger zu St. Peter in Schwyz, verfaßte 1791 und 1793 je eine « Kurze Beschreibung aller Merkwürdigkeiten des wohlloblichen Frauenklosters zu St. Peter aufm Bach in Schweiz des heiligen Dominikaner Ordens ». In beiden Fassungen behandelt der Autor auch den Anfang und die Entwicklung der noch heute im Frauenkloster St. Peter bestehenden Rosenkranzbruderschaft. Wegen des sehr interessanten kulturhistorischen Einschlages entnehmen wir der im Klosterarchiv liegenden Bearbeitung von 1793 (Seite 53-55) den nachstehenden Abschnitt.

Im alten Bruderschaftsbuch ist auch folgendes aufgezeichnet:

1627, den 1. Nov., hat Herr *Kaspar Lindauer* des Raths und Vogt der Rosenkranzbruderschaft, weil er die allhier in der Pfarrkirche im Jahr 1573 unter dem Titul Unser Lieben Frauen Psalters und die im Jahr 1579 unter dem Titul des Rosenkranzes eingesezte oder angefangene Bruderschaften, in sich gnad- und kraftlos befunden mit Gutachtung der Ehrw. Kapuzinerväter und nahmhaft R. P. Cæsarii Quardiani und R. P. Mar-

tini Predigers, sein Rodel und die darine begriffene Namen und Personen in diese gnadenreiche Erzbruderschaft einzuschreiben übergeben, doch ohne Nachtheil der Pfarrkirchen.

1705. Da die Andacht des allerheiligsten Rosenkranzes so stark zugenommen, das die allhiesige Klosterkirche die Menge des Volkes nicht mehr fassen konnte, ist die monatliche Prozeßion aus der Kloster- in die Pfarrkirche mit dem hochwürdigsten Gut auf Begehren geistlich- und weltlicher Obrigkeit eingeföhret worden, wobey das Opfer der Erzbruderschaft zu Gutem kommt, ohne das selbe der Pfarrkirche an Kerzen, Glockenläuten oder Orgelschlagen oder sonst etwas zu geben hat. Laut der Chronik am 443. Blat.

Übrigens mußten dabey alle Jungfrauen in dreyerley Gattung gefärbten Kleidern¹ mit Kränzen und Stäben, andere mit brinnenden Lichtern erscheinen. Vor dem hochwürdigen Gut gieng ein Schaar Knaben in Engelskleidern mit symbolischen Zeichen. Zween Herren Landaman hielten das Pluvial. Der Magistrat und das zahlreiche Mannervolk beschloß den Zug. Dabey wurden auch sechs Fähnen und viele Bilder umgetragen.

Heutiges Tages aber erlischt der Eifer des Volkes immer mehr, so das man kaum die nothwendigen Personen für die Stäbe und Bilder bekommen kann.

Eduard Wymann.

¹ Man pflegt noch heute den freudenreichen, schmerzhaften und glorreichen Rosenkranz durch die weiße, rote und gelbe Farbe zu versinnbilden.



REZENSIONEN. — COMPTES RENDUS.

Scheel, D. Dr. Otto. Martin Luther. Vom Katholizismus zur Reformation. Zweiter Band: Im Kloster. 3. u. 4. Auflage. 694 S. Tübingen, Mohr, 1930.

Burckhardt, D. Abel Ed. Das Geistproblem bei Huldrych Zwingli. (Quellen und Abhandlungen zur Schweizerischen Reformationsgeschichte, VI.) 166 S. Leipzig, Heinsius, 1932.

Lortzing, J. Die Rechtfertigungslehre Luthers im Lichte der Heiligen Schrift. Reformationsgeschichtliche Abhandlungen. 158 S. Paderborn, Schöningh. 1932.

Es sind drei völlig verschiedene Arbeiten, die hier zur Besprechung vorliegen; nur dem Gegenstand nach sind sie miteinander verwandt, indem alle das Gebiet der Reformationsgeschichte beschlagen.

1. *Scheel* gehört zu den repräsentativen Autoren der Lutherforschung. Daß seine beiden Bände über Luthers Jugend und Luther im Kloster neu